



Laien tanzen mit Profis: Szene aus der „Dornröschen“-Bearbeitung des Performing Arts Studios (PartsS).

FOTOS: BARBARA FRANKE

Die Hoffnung stirbt zuletzt

Das Performing Arts Studio nahm im Theaterlabor „Dornröschen“ kritisch unter die Lupe

VON CHRISTOPH GUDDORF

■ Bielefeld. Man stelle sich vor, drei Teenager stoßen auf ihrer „Mystery-Tour“ auf das Schloss, in dem einst Dornröschen in einen 100-jährigen Tiefschlaf fiel – und auf ihr Tagebuch! Sie ziehen Parallelen zu ihrem eigenen Leben und fragen sich, warum niemand in der Lage war, etwas auszurichten, als ihre Freundin „Rosa“, jahrelang von ihren Eltern geschlagen, ihren persönlichen Albtraum durchlitt. Ebenso hätte es ihr Tagebuch sein können, das vor ihren Füßen liegt.

Das Performing Arts Studio (PartsS) strickt bei seinem „D-Projekt – Dornröschen einmal anders gesehen!“ im ausverkauften Theaterlabor aus dem psychologisch sehr wohl tiefgründigen Märchen eine Reise in die menschlichen Abgründe und Gedanken heutiger Zeit. So entfalten sich zwei an die traditionellen Handlungsstränge angelehnte, kontrastierende Teile,

ein bild- und wortreicher Bogen zwischen klassischem Ballett mit Originaladaptionen und kontrapunktischen Eigenchoreographien (der „weiße“, erste Akt), zeitgenössischem Tanz (der „schwarze“, zweite Akt) und Schauspiel.

Die tänzerische Ebene wird durch zwei Ebenen des Schauspiels vertieft: Dornröschen als 30-jährige Frau in Gestalt von vier Temperamenten (Hannah Grau, Jessica Hirsch, Carolin und Marie Schmalhorst) sowie den mittlerweile zum Chauvi gewandelten Prinzen auf der einen, die moderne Reisegruppe (Insa Menzel, Eda Sarigül, Frederike Thomas) auf der anderen Seite.

Doch nur diesem Prinzen (Anes Krijestorac) war es letztlich gegeben, aus eigenem Antrieb und reiner Menschenliebe, nicht aus verklärter Märchenphantasie oder Fremdbestimmung heraus, Dornröschen/Rosa (Merle Große-Tebbe) zu erlösen und das Schweigen zu brechen.



Auf ins Schloss: Die jüngsten Mitwirkenden der „Dornröschen“-Produktion im Theaterlabor.

Vom Hofstaat (Rosas Familien- und Freundeskreis) ist dies jedenfalls nicht zu erwarten, denn der schaut weg, hat er doch demonstrativ die Augen verbunden.

Dabei hat doch alles vielversprechend begonnen: Die „kleinen Rosen“ läuten das Projekt „D“ plakativ ein, der Hofstaat und zahlreiche tugendhafte

Feen sind zu ihrem 15. Geburtstag eingeladen und verschenken die Gaben der Freundlichkeit (Carline Fedeler), Klugheit (Venera Gantner) und Wut (Jula Potthoff, Jorina Voß). Doch Carabosse (die böse Fee: PartsS-Leiter Stefan Kunzke) hetzt ihr die beiden Blutvögel auf die Seele, die Verkörperung ihrer Zweifel und Schutzlosigkeit (Madeleine

Brinkmeier, Ann-Kathrin Hau-eisen). Selbst Dornröschens „Schutzengel“, die Fliederfee (Ilkay Tezel) kann den Bann nicht brechen: die Dornen – in Gestalt der personifizierten Dornenhecke – sitzen zu tief und halten Dornröschen/Rosa in ihrem Albtraum emotionaler Unerreichbarkeit gefangen, aus dem auch ein Traumprinz sie nicht befreien kann: „Aufwachen musst Du nun von selbst!“

Dieses Licht der Wahrheit, hier der Schein unendlich vieler getanzter Teelichter, bringt zu guter Letzt die erhsehnte Hoffnung auf Gewissheit. Und nicht enden wollenden Beifall – für eine Aufführung von ambitionierten Laiendarstellern und semiprofessionellen Ausbildungsschülern (Große-Tebbe und Kunzke als einzige Profis), die mit durchweg zündenden erzählerischen, choreographischen, musikalischen und kostüm- und requisitenteknischen Ideen (Kunzke und Große-Tebbe) berührt und nachdenklich macht.

Heilung einer großen Nation

Bielefelder Regisseur Max Fabian Meis stellt Dokumentarfilm über Indianer in Kanada im Lichtwerk-Kino vor

VON RALF BITTNER

■ Bielefeld. Windschiefe Hütten im ärmsten Stadtteil der kanadischen 600.000-Einwohner-Stadt Winnipeg, davor wettergegerbte Menschen, die große Teile ihres Lebens in Straßengängen verbracht haben. So sieht die Realität der kanadischen Indianer aus, die sich selbst als „aboriginal People“ (eingeborenes Volk) bezeichnen. Aber es gibt auch einen Aufbruch nach Jahrhunderten des „kulturellen Genozids“. Max Fabian Meis schildert ihn in seinem Dokumentarfilm „Wir werden frei sein!“

Meis, in Bielefeld zur Schule gegangen und Student der Ethnologie in Münster, fand sein Thema über Kontakte zum Hiddenhouse Dr. Wolf Müller, Psychiater im Ruhestand. Dessen Interesse galt zunächst der Frage, wie sich westliche Psychiatrie und die schamanistisch geprägte Heilkunde der Aboriginals gegenseitig befruchten können. Die Kontakte zerschlugen sich, übrig blieb eine Liste von Telefonnummern und Email-Adressen und der Entschluss, sich damit in die Stadt zu wagen, die mit rund 60.000 indianischstämmigen Einwohnern den größten Anteil von Aboriginals aller kanadischen Städte hat. Die

erste Woche nutzte das Team, um persönliche Kontakte aufzunehmen. Die traditionell-indianischen Bildungseinrichtungen „Urban Circle“ und „Mamawi“ konnten zur Mitarbeit am Projekt gewonnen werden. Als Interviewpartner, Türöffner und Führer war Sozialarbeiter Larry Morrisette durchgängig in das Projekt eingebunden. Er begleitet jetzt auch den Regisseur zu den Vorführungen des Films, unter anderem in Bielefeld.

„Kultureller Genozid“

Morrisette gehört zur Nation der Cree-Indianer, arbeitet seit 30 Jahren als Sozialarbeiter und ist in den indigenen Kulturen Nordamerikas als Sonnen tänzer und Pfeifenträger hoch geachtet. Zudem ist er Dozent für indigene Geschichte an den Universitäten Manitoba und Winnipeg. Anders als in den USA, wo die Indianer physisch vernichtet wurden, beschreibt Morrisette die Geschichte der „Ersten Nationen“ Kanadas als kulturellen Genozid, der sich bis in die 1980er Jahre hingezogen habe.

Die Mittel in diesem Kampf waren Vertragsbrüche, Zwangseinweisungen in die „residential schools“ (eine vornehme Um-



Regisseur: Max Fabian Meis aus Bielefeld.

FOTO: PRIVAT

schriftung für Umerziehungslager) für das Benutzen indianischer Sprachen oder das Tragen traditioneller Frisuren. Dazu kamen und kommen die Zerstörung der angestammten Wohngebiete durch Waldrodung oder die Anlage riesiger Stauseen zur Erzeugung von Strom.

Ein komplexes Regelwerk legt fest, wer als Indianer gilt und die sich daraus ergebenden Rechte und Pflichten. „Wir Aboriginals sind die einzige Gruppe von Menschen in Kanada, die auf diese Weise überhaupt erst durch ein Gesetz, den Indian

Act, geformt wurden“, sagt der Cree. Erst seit den späten 1960er Jahren wurden die Gesetze allmählich geändert. Zurück blieben traumatisierte Völker, die bei Arbeitslosigkeit, Drogenabhängigkeit, Obdachlosigkeit und in vielen Negativstatistiken deutlich überrepräsentiert sind. „Die sind alle im Ende“, beschreibt Meis den ersten Eindruck nach der Ankunft: „Die Leute fühlen sich verloren.“

Meis Film zeigt die Arbeit Morrisettes, blickt ins Überwiegend von Frauen geführte „Urban-Circle-Projekt“, das Indianern die Möglichkeit bietet, verschiedene Schulabschlüsse nachzuholen. Dass 17 von 20 Mitarbeitern Frauen sind, ist Ausdruck der matriarchal geprägten Stammeskulturen und der sozialen Probleme: Viele Männer sind in den Gangs oder im Gefängnis, Frauen sind oft alleinerziehend. Trotz der gezeigten Probleme ist Meis von der positiven Grundstimmung und den ganzheitlichen Ansätzen angetan, mit denen die „Aboriginals“ versuchen, ihre Kultur wieder herzustellen.

♦ „Wir werden frei sein“, Dokumentarfilm, Dienstag, 19. und Mittwoch, 20. Juli, 20 Uhr, Lichtwerk. Im Anschluss Diskussion mit Regisseur Max Fabian Meis.



Alte Traditionen, neuer Aufbruch: Szene aus Max Fabian Meis' Dokumentarfilm „Wir werden frei sein!“ über kanadische Indianer. FOTO: NW

„School's out“

Großer Chor der Posaunenmission musiziert

■ Bielefeld. Der große Chor der Posaunenmission Bethel gibt am Freitag, 22. Juli, 19 Uhr in der Betheler Zionskirche, ein Konzert zum Beginn der Sommerferien. Unter dem Motto „School's out“, werden zusam-

men mit einer choreographen Band Stücke von Abba, den Beatles, Deep Purple und anderen gespielt. Die Leitung hat Joachim von Haebler, der Eintritt ist frei, um eine Spende für die Chorarbeit wird gebeten.

Profiliertes en suite

Saisonabschluss der Altstädter Orgelmusiken

VON MICHAEL BEUGHOLD

■ Bielefeld. Die Suite, im Barock eine fixe Abfolge stilisierter Tanzsätze, lebte in der Orgelromantik als Reihung von Charakterstücken wieder auf. Zwei herausragende Vertreter der französischen Traditions-Moderne, Jehan Alain und Maurice Duruflé, standen mit ihren Beiträgen im Programmfokus der Altstädter Orgelmusik mit dem Gastorganisten Alexander Ivanov.

Manuell und musikalisch perfekt wusste der junge Severins-Kantor auf Sylt auch die kompositorischen Maximen der beiden Dreisätzer aus den Jahren 1933-1935 mustergültig offen zulegen.

Für Alains so faszinierend eigene wie nicht auf einen Nenner zu bringende Tonsprache bedeutet das in der (zwei ursprüngliche Streichquintettsätze orgelgemäß einfassenden) Suite eine mehr kammermusikalische Ausrichtung: delikat in den Variationen, subtil-behände im Scherzo. Nur gut ein Dutzend Werke von alles in allem drei Stunden Dauer hat Duruflé in seinem langen Leben (1902-1986) veröffentlicht, darunter die Suite op. 5 als sein bekanntestes Orgelstück.

Tatsächlich ließen Werk und Wiedergabe ein Prélude von selten tiefscharfer Abgründigkeit, hochkarätiges „Sicilienne“-Funkteln und eine ebenso typische („schaufelnde“) Bassthematik unter glitzernder Bravour)

wie exklusive Virtuosen-Toccaten hören. Klassizistische Glas-klarheit und Suggestivität kamen im Spiel des gebürtigen St. Petersburgers an der Beckerath-Orgel brillant zusammen, ein Meisterstück aus fingerfertiger Meisterhand.

Zuvor hatte er mit J.S. Bachs Toccata, Adagio und Fuge C-Dur BWV 564 einem Dreiteiler formal gänzlich anderer Herkunft unspektakulär klaren Auf-riss und vom gewaltigen Pedal-solo bis zum „anspringenden“ Fugenthema die rechte Spiel-freude geschenkt.

Mozarts drei Werke für mechanische Spieluhren, weiland für ein Kuriositätenkabinett mit Wachsfiguren-Mausoleum geschrieben, gehören heute zum organistischen Wohlühl-Reper-toire. En suite gespielt und dabei so ausdrucks-musikalisch ge-schärft wie von Alexander Ivanov erlebt man die Trias selten: das Andante KV 616 fern-zuckriger Silberhelle, die pathetisch punktierte F-Moll-Fantasie drängend-dinglich angegangen. Vor allem aber bestachen die Formkraft und pointierte Farbigkeit, mit der er die klagend-heldische Motivik der Trauermusik KV 594 und in der Rondo-Anlage von KV 608 die Polyphonie der Fugenteile durchzeichnete.

So setzten diese Mozart-Interpretation und die virtuose Krönung mit Duruflé den beeindruckenden Schlusspunkt unter eine bemerkenswerte Altstädter Orgelmusik-Saison.

Alte Schätze

Pop im Jazzgewand: Trio „Swinger Club“

VON ANNIKA REITH

■ Bielefeld. Der Himmel über der Bielefelder Altstadt ist voller Wolken. Es ist mutig, das Konzert des Kölner Jazz-Trios „Swinger Club“ draußen stattfinden zu lassen. Immer wieder fallen während des Konzerts ein paar Tropfen vom Himmel, was den mit Regenschirmen und Kapuzen gewappneten Zuschauern im Skulpturengarten des Museums Waldhof jedoch kaum etwas ausmacht. „Wir spielen den Regen weg!“ ruft Kontrabassist Jan von Pohlheim den rund 50 Gästen aufmunternd zu.

Auf der Bühne offenbart sich die Sammlerleidenschaft des Organisten Andreas Hirschmann: Keine Hightech-Orgel, sondern eine Philicorda aus den 1960er Jahren, eine Korg CX-3 aus den 1980ern sowie ein gut 40 Jahre altes Stylophon stehen dort. Eine Leslie-Box sorgt durch rotierende Lautsprecher für wabernde Klänge. Die alten Schätze haben es ihm angetan, erklärt Hirschmann. Denn sie besäßen viel mehr Charakter als

„der ganze digitale Kram“ und gehörten damit zum unverwechselbaren Sound des „Swinger Clubs“.

Vor zwölf Jahren als Spaßprojekt gegründet, lässt sich die Musik des Trios inzwischen durchaus ernst nehmen. Die einzelnen Stücke sind keine bloßen Coverversionen, sondern vielmehr Neuinterpretationen, in denen bekannte Rock- und Popsongs wie AC/DCs „Highway to Hell“, Blondies „Call Me“ oder Britneys „Toxic“ durch den Jazzwolf gedreht werden. Nicht ohne Stolz bemerkt Schlagzeuger Martell Beigang, dass manche Stücke schwer zu erkennen seien. Häufig taucht eine bekannte Melodie auf, die sich so dann im detailverliebten und ausufernden Jazzinferno verliert oder durch Stylophon und Orgel verfremdet wird.

Einzig der Gesang erinnert an die Ulk-Vergangenheit des „Swinger Clubs“: Im Gegensatz zum professionellen Instrumentenspiel kommt er häufig nachlässig daher, trägt aber gerade deshalb zur Unterhaltung bei.



Spielten den Regen weg: Das Kölner Jazz-Trio „Swinger Club“ im Skulpturengarten des Museums Waldhof. FOTO: ANNIKA REITH